

**B KULTURWISSENSCHAFTEN**

**BD LITERATUR UND LITERATURWISSENSCHAFT**

**BDBA Deutsche Literatur**

**Autonomie <Motiv>**

**1786 - 1806**

- 13-4** *Das Wagnis der Autonomie* : Studien zu Karl Philipp Moritz, Wilhelm von Humboldt, Heinrich Gentz, Friedrich Gilly und Ludwig Tieck / Cord-Friedrich Berghahn. - Heidelberg : Winter, 2012. - 565 S. : Ill. ; 25 cm. - (Germanisch-romanische Monatschrift : Beiheft ; 47). - ISBN 978-3-8253-5988-1 : EUR 75.00  
[#2741]

„Was gibt es Edleres und Schöneres in der ganzen Natur, als den Geist des Menschen, auf dessen Vervollkommnung alles übrige unablässig hinarbeitet, und ich welchem sich die Natur gleichsam selbst zu übertreffen strebt.“<sup>1</sup> Im Grunde nichts, darf der Leser der *Denkwürdigkeiten* (1786) von Karl Philipp Moritz ergänzen. An gleicher Stelle wird ebenfalls die Begründung geliefert, warum der menschliche Geist als Krone aller Naturerscheinungen anzusehen sei. Schließlich besitze er das Vermögen „in der Schöpfung, die ihn umgibt, eine neue Schöpfung hervor[zurufen]“.<sup>2</sup> Während die Aussage sofort an Shaftesburys populäres Postulat vom Künstler als *second maker* denken läßt, wird in ihr gleichzeitig die schöpferische Produktivkraft zum anthropologischen Kernmerkmal erhoben. Dieses Gestaltungsvermögen wiederum wird im Horizont der ideengeschichtlichen Umbrüche und poetologischen Neuorientierungen um 1800 zunehmend mit dem Gedanken der Autonomie verknüpft. Dabei muß Autonomie, wie Cord-Friedrich Berghahn in der Einleitung zu seiner Monographie *Das Wagnis der Autonomie* ausführt, nicht nur als „geschichtlicher, philosophischer, ästhetischer und anthropologischer *Grundbegriff*“ (S. 11) jener Zeit verstanden werden, sondern auch als schöpferisches Risiko, sobald er das Feld künstlerischen Experimentierens absichern soll.

Die Monographie, die im Sommer 2009 als Habilitationsschrift an der TU Braunschweig eingereicht worden ist, gliedert sich im Anschluß an die Einleitung in vier Abschnitte, in denen mit Fokus auf einen Autor oder eine Künstlerkonstellation das jeweilige ästhetische Autonomiestreben problema-

---

<sup>1</sup> *Werke* : in zwei Bänden / Karl Philipp Moritz. Hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier. - Frankfurt am Main : Deutscher Klassiker-Verlag. - 19 cm. - Bd. 2. Popularphilosophie; Reisen; Ästhetische Philosophie. - 1. Aufl. - 1997. - 1333 S. : Ill. - (Bibliothek deutscher Klassiker ; 145). - ISBN 3-618-61860-3. - Hier S. 15.

<sup>2</sup> Ebd.

tisiert wird.<sup>3</sup> Wie es der Untertitel ankündigt, liegen die thematischen Schwerpunkte auf dem literarischen, publizistischen und ästhetischen Werk von Karl Philipp Moritz, Wilhelm von Humboldt und Ludwig Tieck, wobei die Zeit zwischen 1786 und 1806 den historischen Rahmen der Untersuchung bildet. Darüber hinaus ist den frühklassizistischen Architekten Heinrich Gentz und Friedrich Gilly ein eigener, quantitativ jedoch deutlich schmalerer Abschnitt gewidmet, in dem exkurshaft und anhand ausgewählter Beispiele ergänzend gefragt wird, ob „es auch in der Architektur ein Wagnis der Autonomie“ (S. 358) gegeben habe. Die vorliegende Monographie ist dem im September 2000 gegründeten Forschungsprojekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zur *Berliner Klassik* verpflichtet,<sup>4</sup> weswegen es nicht verwundert, daß die Perspektive vornehmlich auf der „Berliner Urbankultur“ liegt, die ihrerseits als „Experimentierfeld der unterschiedlichsten Autonomiemodelle“ (S. 26) ausgewiesen wird.

Bereits im Abschnitt über Karl Philipp Moritz wird deutlich, welche vielschichtigen Ergebnisse sich mit diesem breit angelegten Forschungsansatz erzielen lassen. Während zunächst Moritz' Projekt einer von Mercier inspirierten „urbanen Ästhetik“ (S. 62) entfaltet und in der Folge der über Lessing und Mendelssohn vermittelte Einfluß Rousseaus auf Moritz kenntlich gemacht wird, demonstriert Berghahn, wie beide Diskursbereiche in den ***Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782*** konvergieren. Während Moritz einerseits eine „Poetik der raschen Bildfolgen“ (S. 84) entwickelt, um die Großstadt London erfahrbar zu machen, deutet er im Gegensatz zu Rousseau die urbane Fremdheitserfahrung zu einem positiven Erlebnis um. Somit erwächst für Moritz, wie Berghahn überzeugend herausstellt, die Unbekanntheit und Unvertrautheit der Metropole London „zur Möglichkeit der Selbstvergewisserung“ (S. 89). Noch prononcierter kommt die Problematisierung des modernen Subjekts in den Romanen ***Anton Reiser*** und ***Andreas Hartknopf*** zur Geltung, die unter dem Stichwort der „Ich-Dissoziationen“ (S. 97) behandelt werden. Dabei wird einsichtig gemacht, wie Moritz auf die mediale Verfaßtheit seiner Texte abhebt, um eine „Schrift“ der Selbstanalyse“ (S. 102) zu entwickeln, die sich schließlich selbst der Verschriftlichung entzieht. Beispielhaft verweist Berghahn auf die Figur des Hartknopf, der, wie es bei Moritz heißt, die Musik dazu nutzt, um „die Sprache des Verstandes in die Sprache der Empfindungen“ (S. 108) zu übertragen. Mit einem Augenzwinkern wird in diesem Zusammenhang von der „Ausweitung der differentiellen Kampfzone“ (S. 109) gesprochen – eine Feststellung, die sich im Grunde auch auf Moritz' populäre Programmschrift ***Über die bildende Nachahmung des Schönen*** (1788) übertragen läßt, da sich deren diskursiver Gehalt schließlich zugunsten einer „Rhapsodie in Bildern“ (S. 132) auflöst.

Im Abschnitt über Wilhelm von Humboldt, in dem zunächst dessen Stellung im System des Wissens um 1800 skizziert und seine Schrift ***Über Religion*** behandelt wird, präsentiert und problematisiert Berghahn überraschender-

---

<sup>3</sup> Inhaltsverzeichnis: <http://d-nb.info/1019947144/04>

<sup>4</sup> <http://www.berliner-klassik.de/> [2013-10-20].

weise auch Humboldts Briefwechsel mit Caroline von Dacheröden. Auch wenn er einräumen muß, daß der Briefwechsel „bemerkenswerte Amplituden“ aufweist, wie die bisweilen eigenwillige „Kindersprache“ (S. 208) der Briefpartner, akzentuiert Berghahn auch, daß in der „diskursiven Leere“ dieser „Paarsprache“ durchaus eine subjektkonstituierende Funktion erkennbar wird: In der Permanenz des Schreibens bringt sich das Individuum „in einer Reihe von Momentaufnahmen performativ“ (S. 209) hervor. Zugleich wird darauf aufmerksam gemacht, inwiefern sich in Humboldts Ehebriefen bereits die Anfänge seiner Sprachphilosophie beobachten lassen. Weitaus bedeutsamer erscheint jedoch die „frappierende Unabhängigkeitserklärung“ (S. 214), die sich in den Briefen als Absicht äußert, ein freiheitliches, autonomes Leben zu führen – und die Berghahn in rhetorische Begeisterung versetzt.<sup>5</sup> Im weiteren Verlauf des Humboldt-Abschnitts wird nicht nur dessen „Theorie des urbanen Raums“ (S. 223) am Beispiel Paris vorgestellt, sondern auch dargetan, wie sehr dessen Biographie **Ueber Schiller**, in die sich Humboldt mit autobiographischen Zügen selbst einschreibt, die Idee der Autonomie in den Mittelpunkt rückt (S. 280).

Nach dem Abschnitt über Heinrich Gentz und Friedrich Gilly, denen Berghahn bescheinigt, mit ihren architektonischen Entwürfen „gebaute Universalpoesie“ (S. 393) hervorgebracht zu haben, wendet er sich schließlich dem literarischen Frühwerk von Ludwig Tieck zu. Während bereits der **Abdallah**-Roman die „Kontingenz der Schrift“ (S. 427) zur Geltung bringe, erscheint der Briefroman **William Lovell**, mit dem Tieck das Gattungsmuster bewußt unterläuft, als ein „Extrempunkt“, der die „Unverfügbarkeit der Sprache“ (S. 440) vergegenwärtigt. Im Anschluß an Jörg Bong entfaltet Berghahn mit Blick auf den **Blonden Eckbert** Tiecks „Poetik des Schwindels“ (S. 450), die insbesondere in der wechselseitigen Relativierung und Infragestellung der erzählerischen Zeichenebenen ihren Ausdruck findet. Anhand der textinternen Figurennamen, die sich als „Konfigurationen einer Person“ (S. 260) lesen lassen, wird überdies Tiecks Spiel mit wechselnden Identitäten veranschaulicht. Schließlich werden auch die **Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders** als Produkt eines experimentellen Schreibens ausgewiesen. Dabei fragt sich allerdings, inwieweit die kollektive Autorschaft von Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder tatsächlich als Argument für die Annahme gelten kann, die **Herzensergießungen** würden sich „auf vertrackte Weise“ dem „Genie-Diskurs“ (S. 477) Moritzscher Provenienz entziehen. Schließlich war das Werk ursprünglich anonym erschienen und hatte mit der Fiktion gespielt, einen dilettierenden Klosterbruder zum Verfasser zu haben. Gleichwohl verdeutlicht Berghahn,

---

<sup>5</sup> „Während Schiller als Professor in Jena sein mageres Gehalt verdient, Goethe in Weimar Ministerpflichten wahrnimmt, Herder predigt und Wieland als Zeitungsmann arbeitet, Moritz in Berlin die Brücke zwischen seiner hehren Kunsttheorie und der praktischen Kunstpflege an der Akademie schlagen muss, während die meisten der Intellektuellen und Schriftsteller im Deutschland der Goethezeit ihren akademischen Brotberufen mit mehr oder weniger Ingrim nachgehen, während also die Misere der Intellektuellen anhält, versuchen Caroline und Wilhelm das Utopische: die freie, autonome Existenz“ (S. 216).

daß sich aus seiner Demuthaltung eine Reihe „höchst moderne[r] Erfahrungen“ ablesen lassen: „Sprachskepsis und Entfremdungserfahrung, Spontanitätsbedürfnis und Evidenzverlagen, das Verlangen nach individueller ästhetischer Erfahrung und nach einer universalen Sinnstiftung dieser Erfahrung.“ (S. 483) Diese Merkmale weisen wiederum auf Tiecks Künstlerroman **Franz Sternbalds Wanderungen** voraus, den Berghahn am Ende seiner Arbeit behandelt.

In einem konzentrierten, aber auch recht schmalen Fazit (S. 509 - 511) werden die Ergebnisse der profunden, höchst lesenswerten und ansprechend gestalteten Monographie nochmals gebündelt.<sup>6</sup> Insgesamt bestechen die Ausführungen sowohl durch die nachhaltige Ambition, übergreifende poetologische Strukturen sichtbar zu machen, als auch durch die Souveränität, mit der die komplexen Verflechtungen im literarisch-ästhetischen Feld um 1800 aufgearbeitet werden. Kritisch anzumerken bleibt allerdings, daß der Begriff der Autonomie in der vorliegenden Arbeit erheblich flexibilisiert wird, um die vielfältigen und heterogenen Textphänomene beschreiben zu können. Angesichts dieser semantischen Ausweitung stellt sich die Frage, ob sich am Ende nicht jeder Schreibeentwurf der Zeit um 1800 als ein ‚Wagnis der Autonomie‘ werten läßt?

Nikolas Immer

#### QUELLE

**Informationsmittel (IFB)** : digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft

<http://ifb.bsz-bw.de/>

<http://ifb.bsz-bw.de/bsz370016939rez-1.pdf>

---

<sup>6</sup> Die ansprechende Gestaltung bezieht sich auf das sorgfältig formatierte und genau durchgesehene Typoskript, das mit seinen insgesamt 565 Seiten und mehr als 1500 Fußnoten vergleichsweise umfangreich ist. Während eine unvollständige Anmerkung in diesem Zusammenhang sofort zu entschuldigen ist (S. 413, Anm. 36), irritiert es allerdings, daß eine längere Textpassage von S. 474 - 476 identisch auf S. 486 - 488 wiederholt wird.